

für uns wahrnehmbare Zug statt, wenn wir sanfte Südostwinde und ruhiges warmes Wetter haben. — Ferner, wie oft herrschen gerade im Herbst wochenlang stürmische Südwestwinde und die Vögel ziehen doch fort, und im Frühling ebenso oft längere Zeit kalte, trockene Nord- und Ostwinde, und die Vögel kommen doch, und zwar, wenn ihre Zugzeit da ist. Weder vorher noch nachher können sie ziehen, darum gehen die Vögel zu grunde, die über ihre Zugzeit hinaus bei uns zurückgehalten sind. Und wenn sie keine Zugvögel sind, dann mag Licht und Wärme noch so sehr abnehmen, dann mögen die Winde von Nord oder Süd wehen, sie ziehen doch nicht, obwohl es ihnen bei uns oft recht schlecht geht.

Auch was die Gebrüder Müller von „vererbter Gewohnheit“ sagen, von einem tief in die Natur des Vogels eingedrungenen fixierten Movens, das seine Macht ausübt, sobald das erregbare Nervensystem des Vogels von den Naturereignissen beim Wechsel der Jahreszeit berührt wird,“ steht auf sehr schwachen Füßen. Gütke fragt mit Recht, ob eine Handlung, die sich nur einmal in Jahresfrist wiederholt, wohl überhaupt zu einer Gewohnheit werden könne? und wenn dies schwerlich der Fall sei, woher dann die Vererbung? Er weist ferner auf die Nachtschmetterlinge hin, die auch regelmäßig Wanderungen unternehmen, obwohl bei ihnen die Vererbungstheorie ausgeschlossen ist, da sie auf ihren Wanderungen sämtlich sterben.

Kurz und gut, die Licht-, Wärme- und Windhypothese zur Erklärung des Wesens des Vogelzuges ist doch wohl auch nichts anderes, als eine von den vielen Hypothesen, geistreich ausgedacht und scheinbar vieles erklärend, aber „den Leitfaden, an dem man in die Tiefe der Wunder des Vogelzuges zu dringen vermöchte, bietet auch sie nicht.“

„Schwingt sich durch deine Klugheit der Habicht auf, ausbreitend seine Fittiche nach dem Süden zu?“ (Joh. 39,26.)

Ein Wort über Naturbetrachtung und Beobachtung.

Von Wilh. Schuster.

„Es giebt nur eine Quelle der Naturwissenschaft; und das ist die Natur selber.“

Baco von Verulam.

Alle wissenschaftlichen Ergebnisse der Praxis und die meisten gelehrten Entdeckungen der Theorie verdanken unsere großen Naturforscher einer exakten Beobachtung der Natur; nur ganz wenige Erkenntnisse rühren her von einer nachträglich berechnenden, hypothetisch ausflügelnden Logik des Geistes. Das Auge regiert im Reiche des empirischen Forschens — dann erst kommt die gelehrte Hypothese und die Feder.

Die Beobachtung der Natur ist nicht leicht. Sie will erlernt sein — auch ererbt, wenn man so sagen darf. Dies freilich nur zum geringeren Teil! Immerhin war gerade hervorragenderen Forschern das Vermögen, der Natur, der geschicktesten Werkmeisterin, der größten Künstlerin, ihre eigensten Züge abzulauschen, angeboren. Dies ließe sich unschwer beweisen an dem jüngeren Plinius, beachtet in seinem Verhältnis zum älteren; an Naumann, dem Sohn, der — wie auch sein Bruder — sein Beobachtungstalent nicht zum geringsten Teil dem Vater verdankte; von dem jungen Brehm, der Neigung und Talent zur Beobachtung der Natur von dem hochtalentierten Vater ererbte u. s. w. Aber immer haben die Söhne auch viel von den Vätern durch die in bestimmter Richtung erfolgte Erziehung und aus dem alltäglichen Lebensumgang mit ihnen, den allewege naturwissenschaftlich interessierten Vätern, gelernt; viel — unstreitig das Beste — haben sich jene selbst anerzogen. Denn nur die Fähigkeit zu einer Fertigkeit ist angeboren; jede Fertigkeit muß erworben werden wie jedes Wissen erlernt.

Das erste Erfordernis zu einer genauen und ergiebigen Beobachtung der Natur, sei es daheim im Garten oder in der Stube vor dem Käfig, im Feld oder Forst, ist ein stilles, ruhiges Verhalten vonseiten des Beobachtenden — — so gern vielleicht auch der Bürschgänger im maifrischen Wald oder auf der Bergeshöh' am farbenseligen Herbstabend singen und jauchzen möchte. Wer still und leise über die Ackerfelder, durch die Wälder und Haidetristen schleicht, wird zehnmal mehr sehen und hören als ein Überlauter. Ganz natürlich! Man muß der Natur ihre Geheimnisse ablauschen; denn sie geizt mit ihren lieblichen Bildchen. Der Rauchfußbussard, der an der Schrägseite einer Wandkante auf dem moosigen Grenzstein oder der braunen Ackerholle fußt, das Gefieder ordnend in der Morgenfrühe, wird längst schon davon gestrichen sein, ehe noch der polternde Weggänger seinen Kopf um die Ecke gesteckt hat. Die einsame Singdrossel im Dornbusch des Feldes und das heimwärts kehrende Blaukehlchen im Weidengestrüpp des Sumpfteiches, sie werden gewiß nicht lange aushalten, wenn du mit Hussah und Halloh auf das Gebüsch losstürmst. Du hörst den frackelnden, schwägenden Gesang der Elster, wenn du unbemerkt hinter der beschneiten Gartenhecke stehst, während die Elster vor der Hecke spazieren geht. Leg dich ins weiche Gras am Ufer des Baches und du siehst bald die Rohrsänger durch den wasserüberragenden Rohrwald daherturnieren, wie sie mit dem Mückenfang beschäftigt sind! Freund Markolf, der „lautschreiende“ Häher, ist im jungen Lenz im engeren Bereiche des Nestrevieres mäuschenstill und streicht unauffällig vom Nest, sobald er eine verdächtige Person kommen sieht; nur der Vorsichtige kann ihn überraschen und sein Nest auffinden. Ein Gleiches gilt von der Aigel, die (wie auch Adolf Müller reichlich erfahren durfte) auf dem Nest ebenso unbemerkt wieder Platz nimmt wie

sie es vorher, auch selbst bei noch größerem Fernsein des Kommenden, verließ. Man muß einen über die Äcker schleichenden Fuchs gesehen haben, um zu wissen, wie man es auf Streifzügen halten soll!

Eine zweite Hauptbedingung beim Beobachten ist die, daß man allüberall sein Augenmerk habe. Man muß auch auf jeden Ton hören und jede Vogelgestalt beachten. Nicht, als ob man denken dürfte: dies habe ich schon gesehen und jenes schon gehört! Es giebt alltäglich Neues! Ein aufmerksamer Beobachter darf eigentlich bei keinem Nest vorübergehen, ohne in es hineinzusehen, keinen mit einem frischen Horst besetzten Baum passieren, ohne (wenn er es noch vermag) hinaufzusteigen. In jedem einzelnen Fall muß man wenigstens denken und hoffen, etwas Neues zu finden; man nennt dies „spekulativ“ — und es hat schon manchen Forscher und manchen Laien über etwas noch Unbekanntes oder Unverständenes aufgeklärt. Nachdem man hundert Mal in die verschiedensten Rabennester geguckt hat, findet man im hundertersten ein ganz grünes Ei oder einen „gestohlenen“ und in die Nestwand geflochtenen glänzenden Gegenstand oder, wie ich auch schon konstatieren konnte, neben warmen, bebrüteten Eiern einen nicht unbeträchtlichen Stein, der jedenfalls von fremder Hand in das schon fertiggestellte Nest geworfen und von den Raben nicht wieder herausbefördert worden war; im einunddreißigsten Rohrdrosselnest entdeckt man ein Kuckucksei, nachdem man schon dreißig mehr oder minder normale Rohrdrosselgelege gesehen hat.¹⁾

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß es — abgesehen von wenigen Fällen (beim Anschleichen, Überrumpeln, gemeinsamen Beobachten zc.), wo zwei „zusammenarbeiten“ müssen — ganz unvorteilhaft ist, selbender auf Forschungsreisen auszugehen: das Gespräch sowie das gegenseitige Achten und Aufmerken aufeinander „vergrämt“ die Vierfüßler und Vögel und lenkt überdies die Aufmerksamkeit von der Natur ab.

Sehr vorteilhaft ist es, sofort, wenn man unterwegs etwas Auffallendes sieht, stehen zu bleiben. Es ist wichtig, daß man sich durch keine schnellen Bewegungen des Kopfes, der Arme, des Körpers u. s. w., durch welche sich Überraschung oder Erstaunen auszudrücken pflegen, dem Vogel verrate; daß man auch, insbesondere wenn man — nach dem vielleicht nahen Gegenstand — ausblickt, den Blick durch Zusammenkneifen der Augenlider zu dämpfen weiß, denn der scharfe Blick wird nicht allein für das sinnliche Empfinden des Tieres zum abschreckenden Faktor, wenn er einmal das Vogelauge getroffen hat, sondern wirkt

¹⁾ Übrigens ist es gar nicht leicht, glänzende Gegenstände beispielsweise in einem Elsterneste aufzufinden oder irgendwo ein Kuckucksei auffindig zu machen. A. Müller, der heftigste Forscher, erzählte mir, daß er in seinem ganzen Leben nur einige wenige Kuckuckseier gefunden habe.

auch vorher auf eben dieses unmittelbar anziehend, in gewisser Weise hypnotisierend. Man darf z. B. nicht (wie ich es schon erlebt habe), wenn man irgend eine liebliche Naturscene erblickt — eine der lieblichsten ist zum Exempel ein an den Baumstamm angeprückter, noch halb im Schlafe befangener, mit den Augen zwinkernder und dabei aufhorchender Waldkauz —, einen Gefährten mit auffallenden Gebärden herbeiwinken und ihm das Naturbildchen zeigen wollen; ehe jener gekommen und es gesehen, ist die Gule verschwunden. Ein Naumann würde sich in solchen Fällen, immer ganz *κατ' ἰδίαν*, ruhig dabei gestellt oder gesetzt haben, um in aller Muße diese oder jene Beobachtung anzustellen. Nur z. B., wenn man sich lange Zeit ganz ruhig und unbeweglich an den Saum eines Fichtenschlages setzt, kann man das Treiben einer Goldhähnchenschar recht beobachten; nur dann rücken die Tierchen aus dem Tann hervor, kommen bis auf die untersten Zweigchen zu dem Laufenden herunter; das Bärchen fliegt auch wohl zum Nestchen, um es etwa fertig zu bauen oder Junge zu füttern, und was sonst vielleicht die Arbeit vieler mühevoller Stunden wäre — das Auffinden des Nestes —, ist hier die leicht erlangte Frucht eines Augenblickes, die Fortuna dem ornithologischen „Hans im Glück“, der da am Waldessaum sitzt, von summenden Waldhummeln umschwirrt und bunten Schmetterlingen umgaukelt, unversehens in den Schoß wirft. — Dort klettert ein Kleiber die Buche hinab (stillgestanden und einmal genau achtgegeben!) — — es ist ein Klettervogel, etwas ganz gewöhnliches, denkt der und jener; freilich ein Klettervogel — — aber warum stürzt er nicht kopfüber hinunter, wie macht er das, nicht zu fallen? — — — und nun erst erkennt und sieht man die wunderbar zweckentsprechende Technik des Stützens und Festhaltens, die der Vogel beim Klettern, bei jedem Schrittchen, das er thut, mit den Füßchen zur Ausführung bringt. Oder: Es ist für so manchen ein alter Schulbegriff, daß der Specht beim Klettern den steifen Federschwanz als Stütze benutzt; aber nur, wenn man in der Natur beobachtet, wie geschickt der Specht den Schwanz zur Anwendung zu bringen versteht, wie dieser ein wesentliches Mittel zur Ausführung seiner Kletterkünste, zur Erhaltung seiner Existenz, thatsächlich ist, wer gelernt hat, das gesamte Weltbild in Rahmen der untrüglichen Darwin'schen — übrigens auch vor Darwin schon im Umlauf begriffenen, von Herder und Göthe, ja selbst Livius (C. 38, 17) in unfertiger Form ausgesprochenen — Entwicklungsgedanken zu betrachten und den als wichtiges Stemmwerkzeug dienenden Keilschwanz des Spechtes als ein wesentliches Dokument der zweckmäßigen Entwicklungsgeschichte der Sippe der Spechte im besonderen und aller Kreatur im weiteren zu nehmen, der versteht erst, den Kern der Wahrheit jenes alten Schulbegriffs zu messen und zu werten. — Wenn du im gehen und kommen den Falken vor dir am Wege den geschlagenen Singvogel kröpfen siehst, da er im Feuereifer der

Fressgier wenig auf die Umgebung achtet, wenn du das Haselhuhn, das sich unbemerkt glaubt, die Jungen durch den Busch führen oder das Rohrhuhnpärchen, um Nahrung zu nehmen, an das Land steigen siehst, dann augenblicks stillgestanden, nicht gerührt und gemüßt!

Es gilt insbesondere auch, bei einer Aktion vonseiten eines beobachteten Gegenstandes den Verlauf des Vorgangs ruhig — mitunter geduldig — bis zu Ende abzuwarten. Abwarten! sei die Parole; eine Beobachtung ist nur dann vollständig, wenn das zu beobachtende Geschehnis vollauf zu Ende gebracht ist wie sie andererseits nur dann vollkommen genannt werden kann, wenn dasselbe Ereignis mehrere oder viele Male von Anfang bis zu Ende beobachtet worden ist. Wer trotz der Mücken Geschwirre und blutdürstender Schnaken Gesumse aushält, hingestreckt am blumigen Feldrain oder am Rand des waldumgrenzten Wiesenangers, der kann den schlechtsehenden Hasen beäugen, wie er auf zwei, drei Schritte stillvergnügt an ihm vorbeihumpelt, kann das häusliche Leben der vor den Bau kommenden Kaninchenfamilie beobachten und den vom nächtlichen Patrouillengang heimkehrenden Dachs sozusagen über seine zwei Füße trotten sehen; wer trotz der winterlich kalten Windstöße, die den Rock durchpeitschen und das Gesicht verletzen, stramm dasteht wie eine Bildsäule im jungen Buchenwald, der darf den Tannenhäher auf Armeslänge beobachten, wenn der neugierige Kerl immer näher und näher kommt. Das sind Leiden und Freuden!

In anderen Fällen heißt es wieder die gemächliche Gangart in den schnellsten Lauf umzusetzen: Wenn z. B. unversehens ein Lufräuber mit seinem Schlachtopfer über den nächsten niederen Bühel streicht und man die Personalien des Räubers wie des Opfers feststellen will, da muß man ihnen eiligst nachstürzen; wenn ein kleiner Buschvogel um die Hecke schwirrt, da muß man zur Ermittlung der Art schnell bei der Hand sein.

Ich habe gefunden, daß fast ein jedes menschliche Individuum, wenn es mit der Büchse bewehrt durch die Felder streicht, im Grunde schlechter beobachtet als wenn es ohne Büchse aus- und einhergeht. Auch das versteht sich nach dem Gesagten eigentlich von selbst. Es gefällt sich zu der Aufgabe des Beobachters noch der Zweck, das Tier zu erlegen: Dadurch schon allein ist die Gesamtkraft des geistigen Auges der Person, die allüberall ihr Augenmerk haben soll, geteilt. Sodann ist es — um die Hauptsache hervorzuheben — in den allermeisten Fällen ganz und gar unmöglich, die Handlungsweise eines Tieres und somit sein Wesen, sein Gebahren, seine Aufgabe im Naturhaushalt zc., wenn man es noch glücklich erlegen will, zu Ende zu beobachten. Der Vorgang wird vielleicht gerade im besten Moment abgebrochen. Wenn ich ein schwarzes Wasserhuhn oder eine Wildgans erlegen will, wird mein Begehren der angestrebten Erfüllung am

nächsten sein, wenn ich das Tier glücklich auf das Korn nehmen kann — — der Schuß fällt, und was weiter erfolgt wäre, kann ich nun nicht mehr beobachten; vielleicht aber hätte das Kommende mir gerade erst Aufschluß gegeben. Wenn man absieht von der Mehrzahl der Fälle, wo es dem Flintenträger schon von vornherein überhaupt nicht auf das Beobachten, sondern nur auf das Erlegen ankommt, so erklärt vielleicht auch das eben Dargelegte zu seinem Teile mit, warum unsere Forstleute im großen und ganzen relativ so wenig gediegene Kenntnisse über die organische Natur, insbesondere über die flüchtigen Vögel, die in aller Ruhe beobachtet sein wollen, besitzen. Der Vorwurf, den ich hier der grünen Gilde mache — natürlich mit aller Reserve (und der Forstmann z. B., der, wenn nicht gerade aus Zufall, dieses liest, ist eo ipso von dem Vorwurf nicht mitbetroffen) —, ist nicht ungerechtfertigt; selbst hervorragende Forstleute wie Adolf Müller klagten, wenn auch nur unter vier Augen, über die schlechte Informierung der niederen und auch oberen Forstbeamten in naturwissenschaftlichen, speziell ornithologischen Dingen.

Ich reihe hier ein anderes Wort Adolf Müllers ein, das er mir gegenüber einmal äußerte: „Mein Hund, den ich lange hatte — das war ein Hund! Wenn der über die Felder sprang und suchte — hui! — er hat mich hinter manches Geheimnis gebracht.“ Es ist wahr, ein guter Hund bringt den Forstmann hinter manches Geheimnis. Doch sei auch von ihnen allen, den Grünröcken, die Bitte nie vergessen: Daß doch die Jägerhunde nicht so viele Erdbrüter vom Neste verstören mögen! Ein rechter Herr verhütet es, wenn er nur Acht darauf hat.

Es ist auch gar wichtig bei der Beobachtung von Vorgängen in der Natur, insbesondere von affektiven und sogenannten seelischen Handlungen der Tiere, ohne Vorurteile an das zu beobachtende Objekt heranzutreten. Mit einer vorgefaßten Meinung wird man oft — eben das sehen und hören, was man sehen und hören wollte, mag es auch der Wirklichkeit vielleicht nicht ganz oder gar nicht entsprechen. Diese Regel muß sich jeder Beobachtende um so mehr zur Direktive seiner Forschungsweise machen, als im allgemeinen nichts so schwer ist, als ohne Vorurteil, also objektiv, anzuschauen und zu urteilen; aber nur eben dies führt auf rechte und wahre Bahnen, unstreitig auch auf neue und bis dahin dem Blick verschlossene. Auch gilt es hier insbesondere, bestimmte menschliche Anschauungen und Gedankenverbindungen nicht *praeter propter* in die Natur hineinzulegen. Man muß sich z. B. vor dem gar zu gern gemachten Fehler hüten, bei den Tieren von vornherein das geistige und seelische Fühlen, Empfinden und Verstehen des Menschen vorauszusetzen. Es ist eben eine ganz andere Welt, die sich unserer Anschauung darbietet und entgegenstellt. Wer aber nicht aus sich herausgehen und sich nie in eine andere Welt versetzen kann, der taugt eben ganz und gar

nicht zum „Forscher“; die vorgefaßte Meinung hindert ihn am richtigen Sehen.¹⁾ Es ist gerade ein Verdienst Altums, daß er mit aller Energie, die ihm zu Gebote stand, auf diesen wunden Punkt in unseren „naturwissenschaftlichen“ Betrachtungen aufmerksam gemacht hat. Eine anschauliche, gefühlvolle Betrachtung und Schilderung des Tierlebens hat auch ihr Gutes, sogar ein unmeßbar Gutes — freilich nach einer anderen Seite hin, der menschlich ästhetischen (beziehungsweise ethischen) —; wo es aber der reinen Wissenschaft gilt, da muß das Gemüt ausgeschaltet werden. Das nicht immer im Auge behalten zu haben, ist der große Fehler einer bestimmten Richtung von Ornithologen. Altum ist der einzige, der die objektive Betrachtung der Natur scharf — er oft wieder allzu scharf! — durchgeführt hat; auch Darwin z. B. hat sich von einer gefühlvollen — „sentimentalen“ wäre (trotz des schablonenhaften Massengebrauchs dieses Wortes heutzutage) falsch und zu viel! — Anschauung der Natur ferngehalten, desgleichen Lenz, auch Liebe noch, während Ruß es thun wollte (siehe die Einleitung zu seinem populärsten Werk „Meine Freunde“!) ohne es zu können (siehe die Phantasiestücke in dem genannten, übrigens angenehm geschriebenen Buche!). Man kann — oder vielmehr muß — Altum's Betrachtungsweise eine philosophische nennen und es zeigt sich (was nur kurz angedeutet werden kann) auch hier der allgemeine, fortschreitende Bildungsgang in der Denkweise des älter werdenden Volkes: Zuerst herrschen über Naturvorgänge und Repräsentanten der Naturwelt unklare, dunkle Vorstellungen, welche die meisten Tiere durch Andichtung allerlei fabelhafter Eigenschaften zu epischen Größen gestalten — dann macht man genauere Naturbeobachtungen, wo man freilich noch in lyrischer Stimmung die Tiere dieses Gute thun und jenes Böse ersinnen läßt — schließlich betrachtet man das Ding an sich, man nimmt ihm die Hülle ab, die ihm das Unvermögen der bisherigen Erkenntnis umgelegt: Dies ist die kritische, die philosophische Betrachtung. —

Ebenso wie es für den einzelnen vorteilhaft ist, im Streite der Meinungen nicht ohne vorhergehend eigene Beobachtung für eine Ansicht Partei zu ergreifen, außer daß zwingende logische Gründe dazu verpflichten, hat man auch

¹⁾ Pfarrer Gerstung, der bekannte Bienenzüchter, meint dasselbe mit folgenden Worten, die sich auch auf jeden anderen Zweig der Naturwissenschaft anwenden lassen: „Jeder, welcher die herrlichen und wunderbaren Lebensordnungen des Biens kennt, bedauert es immer lebhaft, daß die meisten Beobachter des Bienenlebens sich durch Übertragung menschlicher Geistesfunktionen den Blick trüben lassen für die rechte Erkenntnis des Biens und daß dadurch der Bienenorganismus, welcher eine reiche Fundgrube für naturphilosophische Schlußfolgerungen sein und ihnen mehr nützen könnte, zu einem Buch mit sieben Siegeln gemacht wird, welches seinen herrlichen Inhalt dem Menschen nicht offenbaren kann, weil der Mensch einen ganz verkehrten Standpunkt der Betrachtung ihm gegenüber einnimmt; die Denkgesetze und die Tätigkeitsformen menschlicher Intelligenz passen nun einmal auf das Seelenleben des Biens, wie die Faust aufs Auge, sie sind in Wirklichkeit inkommensurable Größen.“

nicht nötig, sich unbedingt auf hergebrachte wissenschaftliche Ansichten und Tendenzen einzuschwören. Es ist niemand verpflichtet, auf Fachautoritäten gerade nun alles zu setzen; es existiert nicht umsonst das geflügelte Wort von der beschränkten „Nachtreterei“. Auch die Autoritäten konnten sich irren und haben sich in der That oft genug geirrt. Ein etwas freierer, mehr selbstbewußter Standpunkt ist nicht nur in den eignen Studien fördernder, sondern auch, zumal für den Deutschen, würdevoller. Gerade z. B. der oben erwähnte Baco von Verulam setzte sich das Zerbrechen der Autorität, allerdings der scholastisch=aristotelischen, wie sie ein Natur=„Forscher“ wie Albertus Magnus¹⁾ zu seiner Zeit vertrat, zur Lebensaufgabe. — Ebenso fehlerhaft freilich wie das gerade Gegenteil ist dies, daß man, wie es manche in ihrer kernigen Eigenart allzu selbstbewußte, oft schlecht unterrichtete Forstbeamte und Wildheger zu thun belieben, auf die gewissenhaften Beobachtungen von Autoritäten garnichts und auf die eigenen alles setzt; Naturforscher wie Naumann und Bechstein, Gelehrte wie Brehm und Liebe, hocherfahrene Forstleute wie Oskar von Riesenthal und Adolf Müller — Forscher aus der eigenen Kunst! — dürfen den Mäusebussard zehnmal für weit mehr nützlich als schädlich erklären — — in den Augen jener Einseitigen, die leider das große Wort mit der Flinte sprechen, stößt er doch eben immer nur auf fette Haushennen und delikate Singvögel. Der und jener darf klipp und klar beweisen, daß die Wasseramsel absolut kein namhafter Fischräuber ist — — in den Augen der Fischereibesitzer ist und bleibt sie es doch! So reden oft die Interessen mit! —

Natürlich ist die Voraussetzung zu richtigen, fehlerlosen Beobachtungen in der freien Gottesnatur ein bestimmtes theoretisches Wissen. Auch hier gilt's wie so oft im Leben: „Die Theorie ist die Mutter aller Praxis; und darum ist die Theorie die beste Praxis.“ Wer praktisch etwas leisten will, der muß sich's theoretisch erarbeiten, sei es aus Zwang, sei es aus Drang; Ornithologen — es ist ja ein frei gewählter Beruf! — giebt es nur aus innerem Drang und Liebe zur Sache.

Ohne theoretisches Wissen dürften gemachte Wahrnehmungen öfters zum mindesten falsch ausgelegt worden. Exempla docent! Als Gymnasiast beobachtete ich, wie mit einem grauen Ruckucksmännchen ein gleich großer brauner Vogel an einer warmen Berglehne in der Rhön sich hin und her jagte, während ein Weibchen sich durch Rufen des einfachen „kuck“ — — „kuck“ in der Hecke bemerklich machte; da ich nun damals weder schon das hübsche Bild in Robert's „Gefiederten Freunden“ noch das rel. gut gelungene im neuen „Naumann“ gesehen, noch auch in den

¹⁾ Albert der Große hat sein naturwissenschaftliches Werk *Περὶ τῶν ζώων* sozusagen fast ganz dem alten Aristoteles abgeschrieben. Es ist nicht mehr als eine erweiterte Übersetzung (auch das war freilich ein Verdienst!).

Farbbeschreibungen des Kuckucks eingehender nachgelesen hatte, hielt ich den braunen Vogel — der übrigens mit dem grauen Kuckucksmännchen recht bald hinter der Berglehne verschwand, während das Weibchen sich nach wie vor am Rivalenkampf nicht beteiligte — für einen Turmfalken. Es war nur die braune Varietät des Kuckucks.

Überhaupt muß beim intuitiven wie experimentellen Schauen, insbesondere auch beim Schluß von der Einzelwahrnehmung auf den Gesamtvorgang, „Vorsicht“ der oberste leitende Grundsatz sein. Wir fanden im „Mainzer Tertiärbecken“ am 19. April 1902 in einem Turmfalkennest, von dem wir den Vogel abstreichen sahen, neben zwei normalen, braunrot gefleckten länglichen Falkeneiern ein drittes ganz weißes, das von Gestalt gedrungen, rund und kugelig war. Ein Laie würde dieses Ei für ein abnormes Turmfalkenei gehalten, es im Triumphe mit nach Hause geschleppt und Freund und Feind dann die merkwürdige Geschichte kund gethan haben. Ein Turmfalkenei war es aber nicht; es war, wie wir auf den ersten Blick erkannten, ein Waldohreulenei. Eine nähere Besichtigung der Kiefer ergab, daß vor uns jemand mit Steigeisen den Baum erklommen hatte; dieselben Steigeisen Spuren führten in der nächsten Kiefernparzelle — es waren nur ganz kleine Feldschläge — zu einem daselbst befindlichen anderen Turmfalkennest, einem Waldohreulennest u. Mag nun das Waldohreulenei aus diesem letzteren Eulennest genommen sein (was für uns nicht kontrollierbar war) oder aus einem anderen (in dieser Gegend sind die Waldohreulen sehr zahlreich), kurz und gut: Besagtes Eulenei war von fremder Hand in das Turmfalkennest getragen — — sicherlich auf Grund der neuerdings leider hier und da aufgekommenen Spielerei des Eiervertauschens. Wir ließen das Waldohreulenei liegen. Später (wir waren vier Wochen abwesend bis zu den akademischen Pfingstferien) war unser Falkennest samt den anderen oben genannten Nestern verschwunden (es war also kein sorgsamer schützender Geist, der hier hauste, und jedenfalls sprachen jagdliche Interessen mit). Hätten wir seiner Zeit das Waldohreulenei mitgenommen, so würde jedenfalls jene dritte Person wieder zu den Schluß gekommen sein: Der Falke hat das fremde Ei entweder herausgeworfen oder verzehrt oder und sie hätte vielleicht in der oder jener „Liebhaber“- oder was noch schlimmer ist, wissenschaftlichen Zeitschrift laut ins Horn gestoßen. So geht es fort im falschen Zirkelgang! Also Vorsicht! Auch jene „famosen“ Geschichte von dem etwa 3 Tage alten Hühnerküchlein im Rabennest in Nr. 5/6 der Ornith. Monatschr.“ beruht doch untrüglich, wie auch schon Hennicke in einer Fußnote sehr richtig bemerkt hat, auf einem menschlichen Versuch. Andererseits hat z. B. Lehrer Bugbaum in Raunheim a. M., wie er mir schriftlich mitzuteilen die Güte hatte und auch im „Zool. Garten“ (Nr. 7)

bekannt gab, im verflossenen Frühjahr (1902) einmal keine Kraniche durch das Mainthal ziehen sehen. Das berechtigt doch nicht zu dem Schluß, daß sie wirklich nicht durch das Mainthal gezogen sind (siehe „Zool. Gart.“ 1902, Nr. 7)! Sie sind in der That hindurchgezogen, denn wir beide — mein Bruder und ich — sahen bei Mainz sowohl am 12. März 1902 einen großen Zug Kraniche am Himmel, wie am 21. März 1902 eine kleine Schar von 5 Stück, die ebenfalls, wie jene erste, ihren Weg längshin der Taunuskette über die Main-
 gegend nahm.¹⁾ Aber wenn ich auch selbst — es war nur Zufall, daß wir die Kraniche sahen — gleichwie meine nächsten Nachbarn keine „Schneegänse“ bemerkt hätte, so würde ich doch keinen Augenblick anstehen zu glauben, daß auch in diesem Frühjahr Kraniche über den Maingau hinweggezogen sind.²⁾ Also Vorsicht!

Auf eins möchte ich noch kurz zu sprechen kommen. Die moderne Technik giebt dem Ornithologen die verschiedensten Mittel an die Hand zur Ermöglichung genauerer und tiefergehenderer Beobachtungen: Steigeisen, Fallen, verbesserte Schießwerkzeuge, Fernrohre, Luftschiffe zc. Einige dieser technischen Mittel müssen von dem Ornithologen in Benutzung genommen werden; so hat schon Adolf Müller im Jahre 1866 im „Zool. Garten“ eine Abhandlung geschrieben über: „Die Notwendigkeit des Fernrohrs bei Beobachtungen“; das Fernrohr ist zum Beobachten ebenso unumgänglich nötig wie die Flinte zum Erlegen der Tiere. Andere der obligaten „Mittelchen“ wieder wollen richtig angewandt sein; so ist es z. B. ganz falsch, wenn einmal in der „Ornith. Monatschrift“ der Rat gegeben worden ist, zur Ermittlung der im Frühjahr — N. B. ganz sicher! — durchziehenden rotsternigen Blauehlchen, in den Rheingegenden Vogelfallen zu stellen: Es werden sich tausend andere Vögelchen fangen, ehe ein einziges rotsterniges Blauehlchen in daß Hölleninstrument des schwer verantwortlichen Vogelstellers geht. Auch von anderen Dingen — wie z. B. Feststellung von Vogelzug-Erscheinungen durch den Luftballon — soll man sich nicht allzuviel versprechen. Selbst ist der Mann; und das sorgfältige Forschen eines einzelnen Mannes hat manchmal schon mehr zu Tage gefördert als alle Bemühungen der Generationen eines ganzen Jahrhunderts trotz der Mittel und Mittelchen! Das Beste ist und bleibt eben immer ein gutes Auge, eine richtige Auffassungsgabe, eine reife Denkkraft und — Ver-

¹⁾ Herr Lehrer Burbaum findet eine Erklärung seiner vermeintlichen Beobachtung in einer Abänderung der Zugrichtung oder in der „Möglichkeit, daß die Kraniche vielleicht in diesem Winter von einer Seuche dezimiert worden sind.

²⁾ Ganz analog dem zuletzt beleuchteten Fall ist die trotz aller gutmütigen Verteidigungen vage Schlußfolgerung: Weil „man“ in dem (großen, weiten) westlichen Europa in der Frühlingsszugzeit noch keine oder nur wenige rotsternige Blauehlchen gesehen hat, kommen sie daselbst in der That auf dem Zuge nicht durch, d. h. sie fliegen in einer Nacht nach Helgoland.

antwortlichkeitsgefühl. Dann erst kommt es zu der reinen, klaren und wahren Forschung eines Naumann, eines Liebe!

Etwas von einem Zeisigkanarienvastardweibchen.

Von Dr. med. C. Francke in Erlangen.

Seit einer Reihe von Jahren, wenn auch mit Unterbrechungen, habe ich mit mehr oder weniger Erfolg in der Vogelstube wie in einzelnen Käfigen Vastarde von Kanarienvweibchen mit einheimischen Finken, vor allem Erlenzeisigen und Hänflingen, gezogen. Versuche, mit den erhaltenen Vastardmännchen und Kanarienvögeln weiter zu züchten, verliefen stets resultatlos. Auch nicht ein einziges befruchtetes Ei befand sich unter den zahlreichen Gelegen.

Auch dieses Frühjahr (1902) ließ ich in einem geräumigen, nach Süden gelegenen Zimmer wieder zehn junge Kanarienvweibchen mit ebenso vielen Finken (vier Erlenzeisigen, drei Zitronenfinken, einem Hänfling, einem Stieglitz und einem Grünling) frei fliegen. Hierzu kamen noch zwei Pärchen Mosambiquezeisige, ein Safranfink und ein voriges Jahr (1901) gezogenes Zeisigkanarienvweibchen.

Die Resultate waren wieder einmal minimale, denn außer zwei Mosambiquezeisigkanarienvbastarden, auf welche ich gar nicht gerechnet hatte, erhielt ich nur noch zweimal je einen und zwei Vögel, die aber nach kurzer Zeit tot und verstümmelt am Boden im Sande lagen.

Leider hatte sich der anfangs so harmlose und friedfertige Grünling im Laufe der Zeit zu dem abscheulichsten Nest- und Eierzerstörer resp. Jungenmörder herangebildet.¹⁾ Doch von allem diesem sollte auch nicht die Rede sein, und nur über das vom Jahre vorher erbrütete Zeisigkanarienvastardweibchen wollte ich einiges berichten.

Besagtes Weibchen also ist ein starker, kräftiger Vogel von reichlich Kanarienvgröße mit der diesen Mischlingen eigenen Färbung und, da seine Mutter hochgelb war, vielleicht mit einem etwas mehr gelblichen Anfluge als gewöhnlich. Ausgekommen ist es anfangs August vorigen Jahres in einem Neste, auf dem zwei Weibchen brüteten. (Dem zuerst brütenden hochgelben Weibchen gesellte sich am fünften Tage noch ein blaßgelbes hinzu.) Beide Mütter, wenn ich so sagen darf, fütterten äußerst fleißig und so intensiv, daß man die einzelnen Futterpartikelchen und Teilchen des Speisegemengsels durch die bis zum Reißens gespannte Kropfhaut durchschimmern sah.

¹⁾ Gerade jetzt hatte ich aber beobachtet, wie sich der Grünfink wiederholt mit Kanarienvweibchen begattete, und so habe ich es zu meinem größten nachherigen Bedauern damals zur rechten Zeit noch versäumt, denselben zu entfernen, lediglich in der Hoffnung, „wieder einmal junge Schwunshbastarde zu erhalten!“

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1903

Band/Volume: [28](#)

Autor(en)/Author(s): Schuster Wilhelm

Artikel/Article: [Ein Wort über Naturbetrachtung und Beobachtung. 331-341](#)